

Das Daseinsphänomen der Liebe

Die Liebe zwischen Mann und Frau.

Das Ansichtigwerden von Werten kann einen Menschen nur bereichern. Also muss auch die Liebe den Liebenden auf jeden Fall bereichern. Es gibt somit keine „unglückliche Liebe“, kann keine geben; „unglückliche Liebe“ ist ein Widerspruch in sich selbst.

(Frankl 2004, S. 42)

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Wer weiß, was „Liebe“ ist? Einige Definitionsversuche

Was transportiert das Wort Liebe?

Wer oder was gibt vor, was dem Begriff zugeordnet wird?

Ist Liebe ein angeborenes körperliches, ein soziales oder ein „geistiges“ Phänomen?

Liebe als moralische Begrifflichkeit

Verändert die Krise der Familie „die Liebe“?

Liebesbeziehung, Partnerschaft, Familie, Kind

Zusammenfassung

In der Liebe ereignet sich das Paradoxe,
dass zwei Wesen eins werden und doch zwei bleiben.
Erich Fromm

Das Daseinsphänomen der Liebe Die Liebe zwischen Mann und Frau.

Einleitung

Die Ungenauigkeit unserer Sprache und des damit zusammenhängenden „Sprachdenkens“ verführt zur Oberflächlichkeit. Wir verwenden Alltagsbegriffe ohne uns jemals mit der Definition dieser Kodierungen zu beschäftigen. Da wir das Wort bereits vieltausendmal verwendet haben, glauben wir darüber informiert zu sein, was damit gemeint ist. Wissen wir es wirklich? Ist das, was wir meinen, mit dem Begriff auszudrücken, deckungsgleich mit dem, was ein Mitmensch meint? Ludwig Wittgenstein meint in diesem Zusammenhang, „dass wir miteinander reden, aber uns nicht verstehen“ und Paul Watzlawick führte dazu „das subjektive Konstrukt von der Wirklichkeit ein“.

Viktor Frankl entwirft in seinem Hauptwerk „Die ärztliche Seelsorge“ im Kapitel „Vom Sinn der Liebe“ ein für die Zeit der Entstehung des Textes sehr modern erscheinendes „Konzept der Liebe“, welches sich, wie eine Handlungsanleitung, bezüglich Liebe, liest. Seit dem ersten Lesen des knapp 35 Seiten umfassenden Kapitels hat mich das Thema „Liebe“ nicht mehr losgelassen. Gemeinsam mit meinem Therapiekollegen MMag. Dr. Georg Winkler erarbeitete ich eine Vortragsreihe zu dieser Thematik. Nach einigen Seminaren stellten wir erstaunt fest, dass unsere Hörer oft sehr unterschiedliche Konstrukte zum Begriff aufgebaut hatten. Gemeinsam war allen der Wille zum Austausch über das starke Emotionen freisetzende Thema. Die Mehrzahl der Seminarteilnehmer waren Menschen, welche Randgruppen angehörten, oder ein konkretes Problem im vorliegenden Themenspektrum hatten.

Wir beschäftigten uns mit der gängigen „Liebesliteratur“ und den neuen „Liebesmedien“ (PC und Handy). Erich Fromm und Peter Lauster fanden wir neben Frankl lesenswert, die zahlreichen „Lebensratgeber“ zum Thema erschienen uns weniger interessant.

In der therapeutischen Praxis ist mein Schwerpunkt die Paartherapie und Sexualtherapie. Bei Patienten dieser Problemlagen kommt es vor, dass sich diese beiden Themen vermischen und oft haben die Anliegen der Patienten auch sozialarbeiterischen Hintergrund.

Hatte man früher die Überzeugung ein „Rezept“ zu haben, wie „es“ in Beziehungen gehen könne, hat man heute eher den Eindruck, wieder ganz am Anfang zu stehen. Was in der Beratung zu tun bleibt, ist eine Hilfestellung beim individuellen Aushandlungsprozess der disharmonisch gewordenen Symbiose. Das Aufspüren von noch ungestörten Austauschprozessen, die „Reparatur“ gestörter Interaktionen und bisweilen eine „Regression“ in die Zeit als es noch „den Zauber der Liebe gab“, wird von Klienten entlastend erlebt. Das Relativieren von unlebbaaren „Liebesphantasien“ und sozialen Wunschvorstellungen ist immer wieder Thema in der Beziehungsberatung.

Selbstverständlich fließt meine eigene „Liebespraxis“ in die Betrachtung ein. Die 34 Jahre des Zusammenlebens mit meiner Partnerin waren auch nicht nur von Harmonie bestimmt. Es gab also reichlich Eigenmotivation der Frage nachzugehen, was es so schwierig mache, „die Liebe“ zu leben.

Sicher glaube ich zu wissen, dass Liebe kein Konsumgut ist, welches mit dem Kampf „ich liebe Dich“ erworben wird.

Kulturelle Prägungen, soziale Differenzen, verschiedene Geschwindigkeiten der Reifung und Entwicklung der Partner sowie völlig unzeitgemäße Formen des „Miteinanderlebens“ geben Verbindungen ein hohes Trennungspotential.

(Zottl 2006, S. 7)

Diese Abhandlung zum Thema Liebe versucht die beiden gebildeten Hypothesen argumentativ abzustützen. Die Definition des Wortes "Liebe" im Zusammenhang mit der Einschränkung auf die „partnerschaftliche“ Liebe wird dabei sehr allgemein und mit starkem Gegenwartsbezug abgehandelt.

Hypothese I

Der „Liebesbegriff“ ist ein Konglomerat von unreflektierten, subjektiv unterschiedlich verinnerlichten Gemeinplätzen und daher in der Praxis höchst störanfällig.

Hypothese II

Liebe ist kein vorangelegtes Phänomen, sondern wird sozial erlernt, manifestiert sich daher in der Zeit veränderlich.

Wer weiß, was „Liebe“ ist? Einige Definitionsversuche

Sammelbegriff für eine Vielzahl menschlicher Gefühlsbedingungen, denen rational nur unvollständig begründbare Wertbejahungen eines Subjektes oder Objektes zugrunde liegen und die als ein die eigenen Belange überschreitbares Hinstreben nach wirklicher oder ideeller Vereinigung mit dem Gegenstand erlebt werden.

Die Formen der Liebe unterscheiden sich vor allem nach Intensität (z.B. Sympathie, Zuneigung, Leidenschaft) und Gegenstand. Die personenbezogene Liebe besteht als Geschlechts – Liebe zwischen Partnern, die als wesentlichen Teil die Sexualität einschließt, als verwandtschaftliche Liebe (vor allem Eltern - Liebe, die für die Sozialisation entscheidende Mutter – Liebe, Kindes- oder Geschwister – Liebe) sowie als Liebe zum eigenen Volk oder zur Menschheit (soziale, humane Liebe, Nächsten – Liebe).

(Brockhaus 1983, S. 161)

Liebe (vom mittelhochdeutschen liob = gut) ist die Bezeichnung für die stärkste Zuneigung, die ein Mensch für einen anderen empfinden kann, ein Gefühl inniger und tiefer Verbundenheit mit dem Nächsten. Ausgehend von der biologisch angeborenen Fähigkeit zu intensiven positiven Gefühlen gegenüber einem anderen Menschen wurde der Begriff schon immer auch im übertragenen Sinne verwendet und steht dann allgemein für die stärkste Form der Hinwendung zu anderen Lebewesen oder Dingen .

(de.wikipedia.org/wiki/Liebe)

Erst die rechte, wahre Liebe dringt zur personalen Besonderheit eines Menschen vor und wird dessen unvergleichlichen Wesens gewahr. Sie erkennt sein Innerstes, sein Verborgenes und knospenhaft – sein Schönstes.

(Frankl 1997, S. 35)

Der Liebende liebt nicht bloß etwas „am“ geliebten Menschen, sondern eben ihn selbst, also nicht etwas, was der geliebte Mensch „hat“, sondern eben das, was er „ist“.

(Ebenda)

Der Gebrauch des Wortes „Liebe“ umfasst ein großes, ungenaues Spektrum. Wir „lieben“ es nicht, mit dem Zug zu fahren oder überraschend besucht zu werden. Wir sprechen von Mutterliebe, Elternliebe, Nächstenliebe, Schwestern- oder Bruderliebe, Gottesliebe, Eigenliebe, wir lieben eine Landschaft, einen Berg, einen Baum, etc., fordern Tierliebe ein und sind „verliebt“.

Kaum ein Begriff wird so häufig verwendet und steht für so viele Bedeutungen.

Fragen Sie den „Mann von der Straße“, was für ihn „die Liebe sei“, dann erfahren Sie Unterschiedliches. Zu inflationär wird das Wort verwendet. „Man(n) liebt einen Apfelstrudel, Kinder, Venedig, die Mutter, den alten 2 CV genauso wie seine eigenen schlechten Gewohnheiten oder die Frau, Freundin, Pferd, Katze, ein bestimmtes Wetter, eine Jahreszeit, Musikrichtung oder gleich den Musiker selbst.

Was transportiert das Wort Liebe?

Liebe ist das Wort, welches als Synonym für „Zuwendung“ verwendet wird. Liebe ist Zuwendung plus Emotionalität. Der grundsätzliche Charakter der Liebe ist die Freiwilligkeit.

Die Sexualität hat heute vor der Liebe eine Dominanz erreicht, sodass die Trennlinie zwischen Liebe und Sexualität, aber auch die Bedeutung ihrer Gemeinsamkeit, nicht mehr gesehen werden.

Die Sexualität wird so wichtig genommen, dass sie oft mit der Liebe verwechselt wird und dass geglaubt wird, ein sexuelles Erlebnis sei die Voraussetzung für die Liebe. Die Grenzen sind oft verwischt, sodass der Einzelne nicht mehr weiß, ob er liebt oder nicht liebt.

(Lauster 2001, S. 3f)

„Liebe machen“ ist zu einem eindeutigen, sexuellen Begriff geworden. Die Liebe bedient sich der Sexualität als Ausdruck ihrer selbst. Liebe ist auch ohne Sexualität möglich, Sexualität ohne Liebe vollziehbar. Eine Unterscheidung in verschiedene Begrifflichkeiten unterbleibt, selten wird dazu eine Sensibilität entwickelt. Unter Liebe wird auf der personalen Ebene meist eine bestimmte „Qualität“ (die „große Liebe“) verstanden, welche schicksalhaft über den „Betroffenen“ hereinbricht. Genau genommen geraten im Idealfall zwei Menschen mit ähnlichen Liebesphantasien und Liebesbereitschaft aneinander. Wer liebt ist treu, ist ein zugeordnetes, idealisiertes Konstrukt. Weitere Gemeinplätze sind: Die Liebe hat eine Kraft, welche einen alle Barrieren überwinden lässt. Wenn „die Liebe da ist“, dann schweigt das Denken. Jeder braucht die Liebe, ohne Liebe können wir nicht leben.

Das Wesen der Liebe zu analysieren heißt festzustellen, dass sie heute nur mehr selten erlebt wird; es heißt aber auch, die sozialen Bedingungen zu kritisieren, die dafür verantwortlich sind.

(Lauster zit. Fromm 2001, S.15)

Ist Liebe ein in uns „vorangelegtes“ Programm, welches im Bedarfsfall aktiviert wird? Genügt es darauf zu vertrauen?

Liebesfähigkeit weist auf psychische Gesundheit hin. Die Liebesfähigkeit ist das Vermögen, sich einem anderen Menschen vertrauensvoll zu öffnen. Die Liebe gibt uns die Chance uns lebendig zu fühlen und glücklich zu werden. Eine wesentliche Voraussetzung für „die Liebe“ ist die Eigenliebe. Liebe benötigt einen Vertrauensvorschuss, um daran zu wachsen. Die Angst (Eifersucht) ist die „Zerrform“ der Liebe (das unverarbeitete Kindheitstrauma „nicht gut genug zu sein“). Der Wille hat über die Liebe in uns selbst und in einem anderen Menschen keine Macht. Liebe ist das Akzeptieren der Individualität des anderen. Zu lieben können wir uns nicht willentlich vornehmen.

Im Internet finden sich zum Begriff „Liebe“ folgende Synonyme:

mögen, begehren, anbeten, bewundern, wollen, vergöttern, anhimmeln, schwärmen für, hängen an, schätzen, reizvoll finden, wohl gesonnen sein, Nähe suchen, mit jemandem, schlafen, bumsen, bügeln, bürsten, vögeln, zusammen sein, wollen, verliebt sein, vergafft sein, verknallt sein, vernarrt sein, bezaubert sein, hörig sein,

abhängig sein, Feuer gefangen haben, verfallen sein, geil sein (werden), zärtlich sein, scharf sein, gern haben, angenehm finden, haben wollen, gehören wollen, zusammen leben wollen, alles tun wollen für, immer bei jemandem sein, mit jemandem glücklich sein, jemanden glücklich machen, verrückt sein nach, Gefallen finden an, betört sein von, fasziniert sein von, anziehend finden, sympathisch finden, geschätzt sein, verehren, eingenommen sein von, für wertvoll halten, interessant finden, küssen wollen, streicheln wollen, um jemandes Wohl besorgt sein, jemanden wichtig nehmen, jemanden achten, jemandem Gutes tun, ohne jemanden nicht leben können, wichtig sein, jemanden verwöhnen, jemandes Ein und Alles sein

Wer oder was gibt vor, was dem Begriff zugeordnet wird?

Es dürften sich einige psychische Faktoren, Triebsteuerungen und soziales Lernen „vergesellschaften“. Damit meine ich den Vorgang medial verbreiteter Klischees aufzunehmen und mit Vorerfahrungen und Triebimpulsen vermischt als „Lösungsweg“ zu verinnerlichen.

Die Prägung durch die als Kind erlebten „Liebesbeziehungen“ wird auch in intakten Familien nicht immer als nachahmenswert erlebt. Die „Konkurrenz“ der künstlichen Welten ist weit prägender, wenn dem Konsum von Medien die familiären Interaktionen gegenübergestellt werden. Genau fünf Stunden und fünf Minuten pro Tag verbringt der Durchschnittsdeutsche mit Medienkonsum, wobei manche Medien gleichzeitig genutzt werden. Drei Stunden und 14 Minuten würden dabei aufs Fernsehen entfallen, schreibt Bernhard Baumgartner in der Presse. Die Macht der Medien erhöht sich, wenn dort etwas „wahr wird“, was im eigenen Erleben nicht vorkommt. Die „heile“ Familienwelt“ wird heute in den Medien und während des Konsums von Medien vollzogen, wobei diese Angaben noch zu ergänzen sind um die indirekten Medien der Werbewirtschaft. Bilder und grafische Inszenierungen entwickeln eine messbare Beeinflussung, daher setzen viele Unternehmen auf die Wirkung von großen Plakaten oder auf die neuen interaktiven Bildflächen. Nicht die triste Welt der Realität wird transportiert, sondern die Produkte werden zu unverzichtbaren Bestandteilen eines harmonischen Familienlebens („Wenn der Teekessel summt“) stilisiert.

Kaum eine filmische Abhandlung, wo nicht eine Geschichte erzählt wird, in welcher „die Liebe“ als dramaturgische Stütze erhalten muss.

Dazu kommt noch, dass unsere gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für das Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie konstruiert wurden und dadurch implizite Rahmenbedingungen schaffen, aus „denen es kein Entrinnen gibt“. Dies im Zusammenspiel mit christlichen Religionen welche in den Grundschulen ebenfalls prägenden Charakter haben.

So wie zumeist in billigen Hollywood Filmen, wird das Bild einer heilen, harmonischen „Happy End“ Welt vermittelt, in der das Glück dieser Erde in einer Familie zu finden ist. Dieses Storyboard wird ebenso von den Politikern gepriesen, welche die intakte Familie zur „Keimzelle des Staates und der Demokratie“ hochstilisieren. Jenes allgemeine Lob hat die Institution Familie jedoch zu keiner Zeit verdient.

Der Mensch ist ein zutiefst soziales Wesen, als solches versucht er einer Gruppe anzugehören, gleichzeitig möchte er frei sein und unabhängig. Das immer brennende Gefühl „des alleine in das Leben geworfen seins“ motiviert zur Zweisamkeit. Die

Sehnsucht durch „Verschmelzung“ der immer gefühlten Einsamkeit zu entfliehen wird in therapeutischen Gesprächen geäußert. Unser Fortpflanzungstrieb wird durch die ständige Reizüberflutung entweder gestört oder besonders gereizt. Beides können Gründe sein eine längerfristige Beziehung einzugehen.

Die neuen Medien verändern die Art und Weise, wie Beziehung gesucht wird. „Flirtforen“ im Internet boomen, ebenso wie „Seitensprungagenturen“, „Singlebörsen und „Date lines“. Allen gemeinsam ist eine relative Zentrierung auf das Körperliche. Das Handy garantiert die ständige Erreichbarkeit und mittels SMS können auch schüchterne oder gehemmte Personen miteinander in Kontakt treten. Dazu kommt die Möglichkeit eine „andere“ Identität anzunehmen, also quasi „inkognito“ sich in verschiedenen Varianten zu präsentieren und die „wahre“ Identität nur gezielt bekannt zu geben. Eine „softe“ Form dürften eher sachbezogene Internetforen sein, in denen „Identitäten“ aufeinander aufmerksam werden und einen „chat“ beginnen.

Das Internet bietet für nahezu alle Beziehungswünsche Kontaktmöglichkeiten und Bildmaterial an, was sich aber weg vom Liebesbegriff hin zur perversierten Sexualität bewegt (Sodomie, Kinderpornografie, SM Sexualität usw.). Kontaktforen und Internetsex werden von weiten Bevölkerungsgruppen genutzt und praktiziert. Der Markt der Sexcams (Cham-Ladies, Livecam – Chat, Camcorder) ist gänzlich ein neues Phänomen. Es liegen dazu keine Untersuchungen darüber vor, obwohl es sich um ein „Massenphänomen“ handelt. In der World –Wide Community ist die Datenerfassung eine der Schwachstellen, denn das System ist im wahrsten Sinn des Wortes „grenzenlos“.

Interessant ist die oft große sprachliche Nähe vieler privater „User“ harmloser Internetbörsen mit dem verwendeten Vokabular der professionellen Angebote der Internet – Sexualindustrie.

Selbstverständlich werden alle Ausprägungsformen von Sexualität (hetero- und homosexuell, sowie „gemischt“ und Gruppen) angeboten, dies in einer bunten Mischung von diversen „rassischen“ Verschiedenheiten (Afrikaner, Asiaten etc.). Ein virtueller Sexshop hat ein Ordnungsprinzip wie ein Selbstbedienungsladen.

Auf „Knopfdruck“ wird durch das Internet Beziehung möglich. Vom rein „virtuellen“ Bildkontakt bis zu schriftlichen, sprachlichen und mittels Anleitung am Körper selbst vorzunehmenden Interaktionen wird alles geboten.

Persönliche „Dates“ nach einer dem Treffen vorangegangenen Zeit des „Internetchattens“ führen oft zu Liebesbeziehungen. Die „Internetcommunity“ bedient sich einer eigenen sprachlichen Variante mit einer Vielzahl von Wortneuschöpfungen und Abkürzungen, so ist z.B. ein persönliches Treffen zweier einander unbekannter User ein „Blind – Date“.

Ist Liebe ein angeborenes körperliches, soziales oder ein „geistiges“ Produkt?

Vorerst wäre das mit „sowohl als auch“ zu beschreiben.

Das Liebesverständnis ist ein dezentrales. Es schweift vom inneren Kern des zu Liebenden ab und bezieht Äußerlichkeiten mit ein. Ein verkrüppeltes Kind, ein leidender Kranker werden vorerst mehr äußerlich beurteilt.

Frankl nennt drei verschiedene Stufen des Liebesverständnisses zwischen Mann und Frau:

- ≡ die sexuelle Liebe (körperlich)
- ≡ die erotische Liebe (seelisch)
- ≡ die eigentliche Liebe (geistig).

Frankls Stufen unterscheiden sich von Platons ursprünglicher Dreiteilung „Eros, Philia und Agape“ nur unwesentlich.

Die sexuelle Liebe ist die einfachste, animalischste Form: körperliche Anziehungskraft. Die erotische Liebe schließt das Seelische mit ein und beantwortet es gefühlsmäßig. Die eigentliche Liebe dringt bis zur Geistigkeit und Individualität (zum Kern) der anderen Person vor und erkennt sie in der Fülle des Seinsgehaltes.

Die eigentliche Liebe ist unvergänglich. Sie bedarf weder des sexuellen Vollzuges noch der gefühlsmäßigen Übereinstimmung, noch der Anwesenheit, noch der Lebendigkeit des Partners. Alle drei „Liebesstufen“ sind auch im familiären Kontext möglich, diese entsprechen dann der „Zweckgemeinschaft, Dienstgemeinschaft und der Liebesgemeinschaft.“

(vgl. Lukas 1988, S.64)

Sowohl für Viktor Frankl als auch für Alfred Adler erfüllt sich der Sinn des Individuums erst in der Gemeinschaft. Selbstfindung und Selbstentfaltung sind nicht Endziele, sondern Durchgangsstadien, die erst durch ein Übersichhinausweisen sinnvoll werden.

Der Sinn menschlicher Person als Persönlichkeit weist über ihre Grenzen hinaus auf Gemeinschaft.

(Lukas zit. Frankl 1988, S.64)

Diverse Tierversuche legen die Erkenntnis nahe, dass angeborene, körperliche Prozesse mitwirken Reaktionen bei Paarbildungen zu produzieren. Einige der möglicherweise bedeutsamen Forschungsinformationen:

Der Puls des verpaarten Gänserichs stieg während der 30 Sekunden, in denen eine feindliche Familie in fünf Meter Entfernung sein brütendes Weibchen passierte, von 80 auf über 300...

(Strnadl 2005, S. oA)

Treue wird von einem einzigen Gen entscheidend beeinflusst. Bei Wühlmäusen sorgt die Aktivität des so genannten Vasopressin-Rezeptor-Gens für eine Verwandlung von promiskuitiven Mäusemännern in getreue Gatten... Bisher hatten Forscher

angenommen, soziale Beziehungen würden ausschließlich durch das komplexe Zusammenspiel verschiedener Faktoren bestimmt.
(Standard zit. Bild der Wissenschaft, oA, oA)

Liebe ist eine Sucht, körpereigene Opiode steuern das Sozialverhalten.
(Langenbach 2005, S. o A zit. Science 1985. S. 304)

Die Hälfte der Menschheit sei vom Hirnparasiten Toxoplasma gondii befallen. Die winzigen Einzeller haben sich in den Köpfen der Betroffenen eingenistet und verändern ihre Persönlichkeit. Sie können sogar für einige Unterschiede der Kulturkreise verantwortlich sein. Südländisches Machogehabe oder asiatische Zurückhaltung als Folge eines winzigen Parasiten im Gehirn?...
(Anhäuser zit. Proceedings of the Royal Society B 2006, S. 29)

Untersuchungen der Gehirnströme zufolge bewirkt Verliebtheit in den Bereichen des menschlichen Gehirns, welche für die Triebsteuerung zuständig sind, höchste Aktivität. Dies lässt darauf schließen, dass das was als „Verliebtheit“ bezeichnet wird, in seinem biochemischen Korrelat einen starken Zusammenhang mit dem biologischen Trieb aufweist. Verliebt sich ein Mensch, so sorgen verschiedene Botenstoffe für Euphorie (Dopamin), Aufregung (Adrenalin), rauschartige Glücksgefühle und tiefes Wohlbefinden (Endorphine und Cortisol) sowie erhöhte sexuelle Lust (Testosteron sinkt bei Männern, und steigt bei Frauen). Auch Sexualduftstoffe (Pheromone) werden vermehrt abgegeben. Hingegen sinkt der Serotoninspiegel stark ab, wodurch der Zustand der Verliebtheit in diesem Punkt eine Ähnlichkeit mit vielen psychischen Krankheiten aufweist. Das trägt dazu bei, dass Verliebte sich zeitweise in einem Zustand der „Unzurechnungsfähigkeit“ befinden können und sich zu irrationalen Handlungen hinreißen lassen sowie Hemmschwellen abbauen. Nach einiger Zeit gewöhnt sich der Körper an diese „Eigenmedikation“ und ganz allmählich (laut WHO maximal nach 24 – 36 Monaten) beendet das Gehirn diesen sensorischen Rauschzustand.

In den Statistiken lässt sich diese Zeitangabe gut nachverfolgen, die Trennungen erreichen nach ca. 24 Beziehungsmonaten einen ersten Höhepunkt. Nach dieser Phase der Verliebtheit müsste eine andere Form der Verliebtheit entwickelt werden. Die Hormone Oxytocin bei der Frau und Vasopressin beim Mann verstärken Vertrautheit und Bindung. In weiterer Folge stellt der Körper die Produktion der berausenden und beglückenden Botenstoffe und Hormone gänzlich ein. „Entzugserscheinungen“ können sich manifestieren, wenn eine freundschaftliche Beziehungsqualität zwischenzeitlich nicht angewachsen ist.
(de.wikipedia.org/wiki/Liebe)

Die Einwirkungen der Umwelt wurden bereits erwähnt, ebenso die prägende Wirkung der primären Familie, so wie diese vorgefunden wird. Dies erweitert sich um einen möglicherweise vorhandenen Freundeskreis und das darin praktizierte Beziehungsmuster. Diese Mechanismen wirken bereits pränatal durch den Hormonhaushalt der Mutter und dem bei fortgeschrittener Schwangerschaft bereits ausgebildeten Gehör.

Entwicklungsgeschichtlich dürfte die Liebe eine jüngere, speziell humane Fähigkeit sein.

Das vertiefte Gefühl der Liebe ist aus evolutionsbiologischer Sicht möglicherweise im Zusammenhang mit der Sexualität entstanden, wobei die Liebe es ermöglicht, die erfolgte Partner – Selektion und damit die Paarbeziehung über längere Zeiträume zu stabilisieren.

Im Rahmen des Konzeptes der biologischen Determiniertheit entsteht Liebe zwingend aus bestimmten körperlichen Reizen. Diese Hypothese klammert die Annahme aus, dass Liebe auch eine soziale und lerntheoretisch erworbene und erwerbende humane Fähigkeit sei.

Ältere im Menschen angelegte Verhaltensweisen und Triebe (Stammhirnsteuerung) überlagern bisweilen die im Menschen angelegte Liebesfähigkeit und den Wunsch zu lieben.

Für das einzelne Individuum ist es bisweilen schwierig zu empfinden, ob etwas Liebe sei oder nur Sexualität, Macht, Aggression, Angst, triebgesteuerte Fortpflanzung etc.

Die Bindungstheorien (Mary Ainsworth und John Bowlby 1979 sowie die Arbeiten von Hazan und Shaver 1987) verweisen auf die prägende Bedeutung der Mutterbeziehung für die spätere Beziehungsfähigkeit (Liebesfähigkeit). Ähnliche Ergebnisse, aber in völlig anderem Kontext, erbrachten die Forschungen von Otto F. Kernberg, Melanie Klein und John Steiner.

Die „Mutterleistung“ und eine vom Kind als stabil erlebte soziale Umwelt mit überschaubaren Kontaktpersonen ohne allzu häufige emotionale Brüche (für Mutter und Kind) gelten in der Forschung dieser Psychotherapeuten und Psychologen als die Basis einer späteren Liebesfähigkeit.

Neben „erworbenem“ Liebesverhalten wurden ererbte Veranlagungen von Evolutionspsychologen festgestellt. Frauen reagieren auf starke oder statushohe Beschützer – Typen, Männer auf junge, hübsche Frauen. Schönheit gilt bei beiden Geschlechtern als Indiz für „gesunde Gene“ (wobei die „Durchschnittlichkeit“ das Ideal ist). Interessant wäre in diesem Zusammenhang zu wissen, was die Entscheidung für die Aufnahme einer Liebesbeziehung mehr beeinflusst: die oft diskutierten „ödipalen Projektionen“ (Freuds Lieblingstheorie) oder die archaischen Grundveranlagungen.

In der Soziologie wird Liebe weniger als Gefühl, denn als „gesellschaftliche Semantik“ bzw. „Code“ begriffen. So formuliert Niklas Luhmann romantische Liebe als ein Phänomen der Moderne, welches seine Grundlegung vor allem in dem Bürgertum des 18. Jahrhunderts erfährt. (Luhmann 1982, S. 16f).

Liebe fungiert in der heutigen funktional ausdifferenzierten Gesellschaft in erster Linie als „symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium“, welches unwahrscheinliche Kommunikation wahrscheinlich macht. Liebe als Kommunikationsmedium motiviert, sich dem anderen verstehend zu nähern und ihn dadurch in seinem „Selbst – Sein“, seinem ganz persönlichen Weltbezug zu bestätigen.

Liebe ist die tiefe Wertschätzung des geliebten Objektes ohne äußeren Anlass oder Zwang. Echte Liebe wird nicht auf freier Entscheidung fußend empfunden, sie ist nicht willentlich herstellbar oder abstellbar.

Dem „Ausleben“ von Liebesgefühlen steht nicht nur die eventuell gegenteilige Empfindung oder Bereitschaft des Liebesobjektes (des „Triebzieles“ nach Freud) gegenüber, sondern oft auch verletzend erlebte Vorerfahrungen.

Durch die komplexe Semantik des Begriffes sind „Liebesirrtümer“ vorprogrammiert. Menschen, welche „zusammenfinden“, sollten vorerst abklären, was sie voneinander wollen.

Liebe als moralische Begrifflichkeit

Der Liebesbegriff hat eine besondere moralische Begrifflichkeit und einen hohen Wertanspruch. Etwas sittlich Tabuisiertes „aus Liebe“ zu tun, wird meistens entschuldigt. (Liebe mache blind, sagt der Volksmund).

Liebe hat mit Moral überhaupt nichts zu tun. Jegliche Liebe ist auf der geistigen Ebene möglich und verletzt keine Gesetze und keine Tabus. Beim Ausdruck der Liebe gibt die Gesellschaft Regeln vor, welche zu beachten sind. Das Ausdrucksmittel einer Liebe muss nicht zwangsläufig Sexualität sein (das wäre eine Verarmung).

Liebe ist an und für sich amoralisch.

Der Mensch hat die Freiheit zu lieben, wen er gerade lieben will – die Frau seines Freundes, den Mann der besten Freundin, Nachbars minderjähriges Töchterchen, den Schulbuben von nebenan, Partner aus dem gleichen Geschlecht...

Die Gesellschaft reglementiert mittels Rechtsvorschriften und schafft damit erwünschtes und unerwünschtes Verhalten. Neben dem Gesetz bestehen sittliche Erwartungshaltungen, welche schichtspezifisch ausgeprägt erscheinen.

Im Gesetz ist eine Ehe als eine Zweierbeziehung (Mann/Frau) definiert. Ein Mann kann nur mit einer Frau in aufrechter Ehe leben. Ein Ehebruch (sexuelle Untreue) wird nicht (mehr) bestraft, allerdings bewirkt eine „schuldhafte Scheidung“ eine Schlechterstellung. Für Unverheiratete gilt diese „Beschränkung“ nicht, da sind mehrere Partner gleichzeitig möglich. Gleichgeschlechtliche Paare können nicht heiraten, dürfen aber gemeinsam wohnen. Rund um diese Themen hat sich eine Vielzahl an sittlichen Vorgaben entwickelt, welche nach außen verteidigt werden und nach innen selten eingehalten werden. Die christliche Wertelehre entwertet sich durch den zu großen Abstand zwischen dem tatsächlichen Lebensvollzug und den Forderungen für ein sittliches, religiöses Leben. Es erscheint so, als würde das Ideal der reinen und großen Liebe „hochgehalten“ und darüber hinaus sehr lebenspraktische Entscheidungen getroffen. Der „bessere Versorger“ gewinnt vor den „besseren Genen“ (oft nur, um die Vaterrolle zu übernehmen, ohne der zu sein, dem die Reproduzierung gelungen ist), „Prestige“ übertrifft „Sicherheit“ usw.

Die freie Entscheidung bei der Partnerwahl und das Risiko, welches Partner eingehen, wenn es zu sexuellen Kontakten kommt, lassen den hohen Stellenwert eines „Kodex“ verständlich erscheinen. Dies nicht „nur“ wegen einer „ungeplanten“ Schwangerschaft, sondern wegen der Übertragung von Ansteckungserkrankungen (Hepatitis C, AIDS, diverse Geschlechtskrankheiten, Pilze, Bakterien und Kleinlebewesen wie Milben/Läuse). Es existieren mehrere moralisch/sittliche Begrifflichkeiten gleichzeitig und diese erscheinen als sehr widersprüchlich. Die Pole sind: Ehrlichkeit, Treue, Verschwiegenheit, Zuverlässigkeit, Beständigkeit, Verantwortung gegen Spontaneität, Lustgewinn und Erlebnishunger. So sind eine „Ehebrecherin“ oder ein untreuer Mann übel beleumundet. Besser schneidet da ein „Urlaubserlebnis“ oder ein „One Night Stand“ ab. Männer haben für

Schwangerschaften einzustehen, Frauen „dürfen“ eine Abtreibung vornehmen lassen, auch wenn der Mann (der geschwängert hat) das Kind annehmen würde.

Das im sittlichen Kodex schwerste Vergehen dürfte die Vorspielung von Liebesgefühlen sein, um sexuelle Zuwendungen zu erhalten.

Die Entstehung einer Liebesbeziehung wird sehr oft als „Investition“ in den Partner vollzogen. Der durchaus ernst gemeinte Vorschlag: „Wenn du mich liebst, dann lieb ich dich auch“ lädt zum Missbrauch ein und hinterlässt enttäuschte Beteiligte am Ende der Täuschung.

Liebe ist als ein Schenken, ein sich Herschenken (ohne Gegenforderung) zu verstehen, wenn das Erleben es zulässt. Liebe und in der Kombination Sexualität als eigenständige Entscheidung in der jeweiligen Situation zu sehen, wird zum Teil als „unmoralisch, blauäugig oder blöd“ gesehen. Meist scheitert es an der Erkenntnis, dass eine Gegenliebe eine Gnade sei und deshalb nicht eingefordert werden könne. Ebenso widersprüchlich als „unmoralisch“ werden „symbiotische“ Beziehungen angesehen, welche mehr auf wirtschaftlichen, beruflichen, sexuellen oder kognitiv – freizeitorientierten Werten (statt Liebe) aufbauen.

Verändert die Krise der Familie „die Liebe“?

Da die Familie sich in der Krise befindet (mehr als die Hälfte aller Wiener Ehen werden geschieden), erlebt die Familienforschung einen Aufschwung. Die Forschung entlarvt manche Mystifizierung, indem sie darauf hinweist, dass im Verlauf der Menschheitsgeschichte unterschiedliche Formen von Beziehung und Partnerschaft praktiziert wurden. Familienformen sind Resultat eines komplexen Geflechtes von ökonomischen, sozialen und kulturellen Beziehungen.

In der Vergangenheit war es weiten Teilen der Bevölkerung aus wirtschaftlichen und politisch – sozialen Gründen (Sklaven, Knechte, Mägde) nicht möglich eine Familie zu gründen. In Wien um 1900 verfügten die Angehörigen der „niedrigen Stände“ zumeist nicht einmal über ein eigenes Bett, geschweige über eigenen Wohnraum. Im bäuerlichen Milieu wurden im 19. Jahrhundert zwei Drittel der Geburten außerhalb der Familien verzeichnet (z.B. in Oberkärnten). Dieser Rückblick stellt den der Fortpflanzung dienenden Rahmen „Familie“ sehr in Frage.

Eine wichtige soziale Funktion der Familie war früher die Versorgung der Alten durch die Jungen. Nicht eine genetische Anlage war es, die Menschen zur Fortpflanzung trieb, sondern die Sorge um die Absicherung bei Alter und Krankheit. Die soziale Notwendigkeit Kinder zu zeugen und zu gebären, hat dem heutigen Staatsbürger weitgehend die hoch organisierte kollektive soziale Solidarität abgenommen. Genau genommen stimmt das zwar nicht, denn ein „Generationenvertrag“ funktioniert nur, wenn die nachfolgende Generation in etwa eine ähnliche Größenordnung hat und die Wertschöpfung der „neuen Generation“ nicht kleiner wird. Den „Vertrag“ hat die nachkommende Generation auch nicht paraphiert.

Solidarität wird bejaht, solange diese Vorteile bringt. Den eigenen Beitrag in Form von „staatstragendem Nachwuchs“ leisten immer weniger Menschen, was zu den bekannten Verteilungsproblemen führt (wenige Junge sollen für viele Alte aufkommen).

Die heutige „Familienförderung“ erschöpft sich nicht in Form von monetären Transferleistungen. Es scheint so zu sein, dass unser gesamtes gesellschaftliches System auf die „Kleinfamilie“ zugeschnitten ist. Selbst im Wohnbau findet diese Ausrichtung ihre Entsprechung. Wohngrundrisse sind im Normalfall für eine vierköpfige Familie (Vater, Mutter und zwei Kinder) ausgelegt. Die dazugehörige „Wohnbauförderung“ begünstigt wiederum nur Familien. ...

Trotzdem verweigern immer mehr Bürger eine Kleinfamilie und leben, mangels anderer Alternativen, als Single oder als Alleinerzieher.

Die Familie stellte früher eine wirtschaftliche Gemeinschaft dar. Mitglieder wurden unabhängig von ihrem Beitrag zum Gesamtwohl versorgt. Die Güter wurden geregelt an die nächste Generation weitergegeben.

Die Familie war auch religiöse Kultgemeinschaft mit einem Haushaltsvorstand mit quasi priesterlichen Rechten. Ihm wurden richterliche Funktionen über die Familienmitglieder zuerkannt, die mitunter Todesurteile beinhalteten (z.B. Ehrenmord). Patriarchale Strukturen förderten extrem die Fortsetzung der männlichen Linie und die Verehrung der männlichen Ahnen. Ähnliche Verhältnisse finden wir heute noch in ländlichen Regionen des Balkans.

Die Funktionen der Familie wie Sicherstellung der menschlichen Grundbedürfnisse in Notsituationen, Schutz, Herstellung von Recht und Gerechtigkeit sowie eine Versorgung im Alter haben heute gesellschaftliche Institutionen übernommen. Die moderne Kernfamilie bietet diese Leistungen nicht mehr und die Stellung der Frau hat sich weitgehend in Richtung Gleichberechtigung verändert. Die neue Familie befindet sich deshalb auf „Sinnsuche“ und reduziert diese auf eine „geglückte Partnerschaft“. Die Grundlage dieser Partnerschaft soll „die Liebe“ sein. Kinder in diese „Liebesgemeinschaft“ mit einzubeziehen gilt als Ideal der heutigen Familie.

Da die Sicherung der Existenz Menschen in einem weit geringeren Ausmaß fordert, bleibt ausreichend Zeit sich selbst und die Beziehung zu explorieren. Frei nach Ringel „wird der Mensch immer kränker, je mehr Zeit er dafür investiert diese Störungen zu suchen.“ Neben der Inhaltsleere der Institution „Familie“ einer der wesentlichsten Gründe für das Scheitern von Partnerschaften. Dazu kommen sehr nebulose, undefinierte und meist kein Klischee auslassende und unterschiedliche „Liebesbegriffe“, welche sich in der Praxis des Beziehungsalltags als „unvereinbar“ herausstellen.

Ein Scheitern in einer Partnerschaft führt meist nicht zu einer Analyse der äußeren Gegebenheiten, sondern die Betroffenen versuchen mit anderen Partnern „das große gemeinsame Glück“ zu finden. Ein Vorgang, welcher sich oft mehrfach, ohne wesentlichen Erkenntnisgewinn, wiederholt.

Die Entwicklung von Strukturen, welche die „Kernfamilien“ fördern sollen, erreicht ungeahnte Ausmaße. Österreich hat mit Kindergeld, Familienbeihilfe und Co. das teuerste Familienförderungssystem der Welt. Sozialrechtler wie Wolfgang Mazal bescheinigen der Familienförderung, dass sie einerseits von oben nach unten (bedürftige Familien erhalten mehr als wohlhabende) als auch horizontal (kinderlose subventionieren Familien) umverteilt. Kritiker wie Bernd Martin monieren, dass nicht nur Familien, sondern vor allem Hausfrauen gefördert werden: Mütter erhalten, wenn sie zu Hause bleiben, bis zu 200 Euro mehr Monatseinkommen als eine Vollzeit arbeitende Mutter mit drei Kindern.

(vgl. Lisinger/Salomon 2003, S. A1 bis A3)

Liebesbeziehung, Partnerschaft, Familie, Kind Löst sich diese „Erlebniskette“ auf?

Die freie Partnerwahl begründete sich als eine freie Partnerwahl zur Gründung einer Familie. Die Familie ist in der Krise, die freie Partnerwahl scheint dies nicht zu sein. Kinder werden zwar immer weniger, aber trotzdem, geboren. Der stete Rückgang der Geburten scheint sich zu stabilisieren. Alleinerziehende Mütter mit oft mehr als einem Kind erleben die Grenzen unseres Sozialstaates und die ihrer Belastbarkeit. Geschiedene Männer verlieren bis zu 60% ihres Einkommens und leben mit dem verbleibenden Rest mehr schlecht als recht. Geschiedene haben zudem noch den Stress als Vater oder Mutter versagt zu haben und/oder von der Alleinerzieherrolle total überfordert zu sein. Das, was sich in den Statistiken abzeichnet, ist nur ein Teil der Realität, denn Paare, welche nicht verheiratet waren und sich trennen sind darin nicht erfasst. Junge Leute „probieren“ die Ehe vorerst und ein Kind verändert, im Gegensatz zu früher, diese Einstellung nicht.

Durch die meist überzogenen Erwartungen bezüglich einer Partnerschaft und auch, weil „zwingende“ Gründe dazu immer seltener werden, kommt es meist nicht mehr zur Ehe. Der „Lebensabschnittspartner“ hat von vornherein ein Ablaufdatum, welches individuell und jederzeit festgesetzt werden kann. Gemeinsame Werte werden nach Möglichkeit nicht erworben, um einer Trennung nicht im Wege zu stehen. Interessant ist die „Paar – Single“ Variante, wo die Partner in räumlich getrennten Wohnungen leben und nur partiell ihre Freizeit gemeinsam verbringen. Diese Lebensform wird auch zeitweise mit mehreren Partnern gleichzeitig gelebt. Die Kommunikation wird via Handy und E-Mail, meist relativ intensiv, gepflogen.

Die Wohngruppe oder Wohngemeinschaft setzt sich gegenüber der früheren Kommune durch. Jeder Beteiligte hat seinen intimen Lebensraum, wo der/die Partner/in nur mit Einwilligung Zutritt hat. Darüber hinaus gibt es „öffentliche“ Räume“, wie die Küche oder einen gemeinsamen Freizeitraum. Partnerschaften sind selbstverständlich auch mit Partnern außerhalb der Wohngruppe möglich. Diese Lebensform, der offenen Wohngruppe, scheint noch sehr viel Entwicklungspotential zu haben und als Lebensform in einer sich langsam wieder entsozialisierenden Welt besonders geeignet zu sein. Nicht die Liebe führt diese Menschen zusammen, sondern die Sehnsucht das Leben mit anderen Menschen zu teilen. Liebe wird so zur privaten Angelegenheit jedes Einzelnen. Liebe hat mit der Zugehörigkeit zur Gruppe nichts zu tun, was langfristig von Vorteil sein könnte. Wirtschaftlich und sozial (Kinder) könnte so ein Zusammenleben attraktiv gestaltbar sein.

Frauen, mit dem Wunsch zu gebären, sind nicht auf den Rahmen der schützenden Familie angewiesen. Dies und die sich langsam durchsetzende Gleichberechtigung, welche Frauen eine wirtschaftliche Besserstellung bringt, verändert die Anforderungen an potenzielle Partner oder Väter. „Gute Ernährer“ können Frauen jetzt selbst sein, gefragt sind Männer, auf welche die Belastungen durch ein Kind „aufgeteilt“ werden können.

Das alte Rollenbild „Mann“, welches Vorteile brachte, ist aber nicht gänzlich aus den Köpfen der Frauen verschwunden, was zum Teil zu einer Überforderung der Männerrolle führt. Dies nicht nur, weil Frauen das so beeinflussen, sondern weil Männer ihnen da entgegenkommen. Männer hängen sehr an ihren traditionellen Rollenbildern fest und sie fügen das „neue“ Männerbild (die neuen Anforderungen)

dem alten Rollenverhalten einfach hinzu. In der Paarberatung ist von Männern oft ein fast „selbstverleugnender“ Standpunkt zu hören: „Ich mache alles, um zu entsprechen“ oder „ich versuche immer alle an mich gestellten Aufgaben zur Zufriedenheit zu erledigen“. Ein von alten Rollenbildern freies „Mann sein“ in einer Familie dürfte nicht nur die Aufgabe der Männer sein. Überforderungen wandeln sich in Frustrationen und diese treffen auf eine sehr große Bereitschaft „verletzt“ zu werden. Die Rollenbilder stoßen auch im Vollzug der Sexualität an ihre Grenzen. Männer verstehen Sex als „den“ Liebesbeweis einer Frau und Frauen brauchen, um für Sex „in Stimmung zu sein“, Zuwendung (damit sind Zuhören, Nähe, kleine „Liebesbeweise“ in kreativer Art und Weise und gelebte Zuverlässigkeit gemeint). Wird der Wunsch eines Mannes nach Sex abgelehnt, dann ist er der Meinung, nicht geliebt zu werden. Zum Teil setzen Frauen sexuelle Zuwendungen pädagogisch ein (für Wohlverhalten), was im Ablehnungsfall negative Emotionen verstärkt und oft den Keim der Trennung (oder der Motivation zu einem Seitensprung) Nahrung gibt. Paare mit mehrjährigen Sexpausen sind in der Beratung keine Seltenheit. Es herrscht die Meinung vor, dass „in der Liebe“ alles wortlos funktionieren müsse.

Gleichgeschlechtliche Paare unterscheiden sich im Verhalten gegenüber heterosexuellen Paaren. Die Bindungen haben im Durchschnitt keine so lange Dauer und es gibt neben der Liebesbeziehung immer wieder sexuelle Interaktionen mit anderen Partnern. Dies führt, wie bei den heterosexuellen Paaren, zu heftigen Eifersuchtsszenen. Speziell Homosexuelle „ritualisieren“ ihre sexuellen Kontakte in für Außenstehende skurriler Weise. Z. B. wird im „Dark – Room“ (einen abgedunkelten Raum) nach einem Sexualpartner Ausschau gehalten und der Akt spontan, oft ohne Wortwechsel, vollzogen.

Der Familie ist ihre funktionale Begründung abhandengekommen und die Liebe hat sich zu einem Handlanger der Sexualität und festgefahrener Visionen instrumentalisieren lassen. Paare geben ihrer Gemeinschaft immer weniger Zeit und erarbeiten keine gemeinsam lebbareren Zukunftsvisionen. Das genaue Gegenteil scheint aber der Wunsch zu sein, denn gesucht wird der Partner, welcher zu den eigenständigen (statt gemeinsamen) Zukunftsvisionen passt. Der Fall, dass zwei Menschen mit sich ergänzenden Visionen aneinander geraten, ist sehr unwahrscheinlich. Meistens meinen dann im schlimmsten Fall beide, dass der gewählte Partner ihnen das Leben, welches sie führen wollen, nicht ermöglicht. Im Film finden, nach anfänglichen Schwierigkeiten, der Held und die Schöne in leidenschaftlicher Liebe zusammen. Diese Filme enden immer genau an der Stelle, an der die Probleme eigentlich erst anfangen. Wie es mit dem Traumpaar weitergeht, wird unserer Phantasie überlassen.

Wir scheinen in einer Übergangszeit zu leben. Alte Lebensformen scheinen nur mehr wenig Potenzial zu haben und neue Lebensformen haben sich noch nicht sichtbar herausgebildet.

Wohin wird sich „die Liebe“ entwickeln?

Da alles schneller zu werden scheint, dürfte auch ein „Familienzyklus“ schneller zu Ende zu gehen als ein Leben. Dieses Phänomen dürfte erst für den Menschen, der Moderne ein Problem sein, denn vor Semmelweis starben Frauen am Kindbettfieber. Männer hatten daher selten nur eine „Lebensfrau“, Partnerschaften fanden durch die Krankheit ihr „natürliches“ Ende. 1865 starb Semmelweis als Patient einer Wiener Irrenanstalt an Blutvergiftung, was sich tragikomisch anhört.

Die Verliebtheit, unsere körperliche Reaktion auf einen potentiell passenden Geschlechtspartner, das „Gewitter“ der Hormone, wird zur „Dauernorm“ hochstilisiert. Sexualität scheint immer wichtiger zu werden und der eher selbstlose Liebesbegriff sieht daneben immer antiquierter aus.

Der Liebesbegriff wird ungefähr so verstanden, als ob es Amor wirklich gäbe. Der „Liebespfeil“ trifft und damit überkommt einen das Feuer der Liebe. Nur die Pfeilchemie wird immer schwächer, daher ist die Zeit des „Liebesrausches“ zu nutzen. Sobald die Wirkung aufhört, wird der Schütze eifrig gesucht, um erneut „getroffen“ zu werden.

Nicht alle machen bei dem stressigen Wahnsinn mit und manche steigen überhaupt aus. Die Zahl der Asexuellen ist im Ansteigen begriffen. Der Sexualforscher Volkmar Sigusch hält die Asexuellen für die Vorboten des Endes des sexualisierten Zeitalters. Wird dann das Zeitalter der Liebe beginnen? Wenn in einer Beziehung die Zentrierung der Sexualität an Bedeutung verliert, hat dann die Liebe freie Bahn? (vgl. Schreiner, 2005, S. A1)

Zusammenfassung

Die soziale Funktion der Liebe lässt sie als gesellschaftliches Bindemittel erscheinen. Möglicherweise ist sie zu einem Teil in uns „vorangelegt“, quasi ein unbewusster Erfahrungsschatz der Evolution. Phänomene wie lebenslange Lebensbande werden so erklärbar. Weniger sachlich argumentiert sich die „triebgesteuerte“ Liebe, das Gefühlsgewitter, die körperliche Reaktion auf „da wäre ein geeigneter Paarungspartner“. Noch eine Spur komplizierter wird es durch die Verschiedenheit dessen, was wir erlernt haben, die Differenzen, wie real „Liebe“ gelebt wird. Die Kulturen sind von Familie zu Familie sehr unterschiedlich und das führt zu Missverständnissen. Wir haben bedingt durch die Veränderungen des Lebensumfeldes noch nicht zu einem neuen Standard „der Liebe“ gefunden. Wir versuchen überlieferte Modelle zu leben, welche sich als unpassend herausstellen, und wir leiden darunter, nicht zu wissen, wie wir unsere innewohnende „Liebessehnsucht“ erfüllen können. Aus einer Vielzahl an Verletzungen wagen es Menschen nicht mehr „selbstlos in den anderen zu investieren“. Dabei sind deren „Füllhörner“ randvoll und alle hätten so viel zu geben. Die Angst vor der nächsten Selbstverletzung hindert viele damit verschwenderisch umzugehen. (Zottl 2006, S.6)

Die Hypothese I erscheint gut argumentiert zu sein. Eine valide Abklärung dessen, was Leute lebenspraktisch unter dem Wort verstehen, würde nicht nur sprachtheoretische Erkenntnisse gewinnen lassen. Interessant wäre danach zu fragen, ob sie das in ihren Partnerschaften bekommen, was sie selbst als „die Liebe“ definiert haben?

Was tun sie, damit es ihrem Liebespartner besser geht? Diese Frage könnte das Engagement für den jeweils anderen aufzeigen. Genau genommen sind wir es ja selbst, die uns „verliebt“ machen. V. Frankl meint dazu, dass Liebe „sehend“ macht, denn ohne Liebe hätten wir vieles nicht gesehen, was den Geliebten ausmacht. Antonie de Saint Exupéry beschreibt dies genial im „Kleinen Prinzen“ mit „meiner einzigartigen“ Rose im Rosengarten.

Wir reden viel von Liebe, die Zeitungen und die Journale sind voll von Geschichten darüber. Nur wer weiß, was wirklich Liebe ist?

Bei der Hypothese II ist nicht eindeutig der Beweis zu führen, ob Liebe eine soziale oder körperliche Funktion sei. Es scheint eher ein vielschichtiges Geschehen zu sein. Somatopsychisch-geistige und soziale Wirkfaktoren sind miteinander dicht verwoben. Die Erweckung der Liebe mag sich dem Bewusstsein entziehen. Sobald wir „es“ aber registriert haben, ist es die Möglichkeit des Einzelnen daraus „etwas“ Positives zu machen. Was wir daraus schöpfen, wird sicher immer zeitgeistig beeinflusst sein. Liebe und Familie scheinen auseinander zu treffen, die Liebe hat eine vorsexuelle Funktion übernommen, der Ehe dürften ihre Funktionen verloren gegangen sein. Eventuell führt das die Liebe mehr in die Nähe ihrer evolutionären Herkunft. Manche der neuen Lebensformen wie LebensabschnittspartnerInnen oder RentnerInnenkonkubinate, soziale oder biologische Elternschaft provozieren förmlich einen neuen offenen Liebesbegriff. Der Leidensbegriff ist im Zusammenhang mit dem Liebesbegriff möglicherweise religiös begründbar. Lebenspraktisch passt Leiden nicht zur Liebe im eigentlichen Sinn (Agape), denn egal, ob ich liebe oder ich geliebt werde: es ist und bleibt unser intensivstes Gefühl (Eine Leidenschaft, welche Leiden schafft?)

Macht nicht erst die Liebe uns zum Menschen?

Kurze aber intensive Lieben werden neben stabilen, aber nicht „ewigen“ Partnerschaften, wirtschaftlichen Allianzen und Wohngruppen bestehen. Eventuell bleibt es die Liebe, welche es immer schon war, nur offener und selbstverständlicher, entkrampfter. Was aus der traditionellen Dauerliebesbeziehung wird? Auch die wird es geben für diejenigen glücklichen Paare, welche zum personalen Kern ihres Partners vordringen konnten und mit dem sehr zufrieden sind, das sie vorgefunden haben.

Die noch in der Endauswertung befindliche Durex – Studie 2007 (eine Kondomfirma hat 40 000 Deutsche befragt) ergab, dass von den erwachsenen Deutschen 80% in einer Drei- oder Viereckgeschichte verstrickt waren oder sind.

„Die Liebe“ scheint bunter zu werden, was damit auch immer gemeint sein könnte.

„Frauen wie Männer sind sich in ihren Motiven bemerkenswert ähnlich, 20 der 25 häufigsten Motive waren identisch, ganz oben rangiert bei beiden die Anziehungskraft des Sexualpartners („I was attracted by the person“), dann folgt das Vergnügen („it feels good“) und dann die Romantik, der Ausdruck der Liebe bei Frauen und Männern auf Rang fünf.“ 1500 US- StudentInnen wurden zum Thema befragt, welche Gründe sie für Sex hätten.

(Langenbach zit. in der Presse 2007 Arch. Sex. Behav; 36, S.477)

Amerikaner sind bei den meisten Untersuchungen bezüglich Sex, signifikant konservativer als Europäer. Die Jugend der befragten Studenten lässt „die Liebe“ wahrscheinlich deshalb schlecht abschneiden, weil in der sexuellen „Experimentierphase“ andere Interessen im Vordergrund stehen. Interessant wäre, die Frage nach dem „Warum Sex?“ europäischen Menschen zwischen 25 und 45 Jahren zu stellen.

Wo bleibt der von den (kirchlichen?) Autoritäten bevorzugte Grund, der Kinderwunsch? Er rangiert in der Umfrage nicht unter den ersten fünfzig Motiven, aber das mag mit dem Alter der Befragten zusammenhängen, meint Jürgen Langenbach.

Reiht sich dann das Argument „Liebe ausdrücken“ weiter vorne ein oder stehen bisher eher unbeachtete Motive im Vordergrund? Wie weit trennen langjährige Paare Liebe und Sexualität?

Gibt es sie wirklich diese „Liebe vom Kern des Menschen zum Kern des anderen Menschen?“ Verherrlichen wir mit der agapenhaften Liebe eine romantische, aber unlebbar Vision?

Ist am Ende „wahre Liebe“ gar nicht wahr, sondern nur eine seltsam kultivierte Eigenart zur Brutpflege (um Männer bei den mit der Aufzucht beschäftigten Weibchen zu halten)? Wenn dem so ist, dann beschäftigt diese Einrichtung der Natur Menschen in hohem Ausmaß.

Literaturverzeichnis

Anhäuser, Marcus (2006): Der Standard o.A., S. 29 Parasitäre Gehirnwäsche) zit. Proceedings of the Royal Society Band 273, S. 2749, Wien

Brockhaus, (1983): in Band 13 S. 161 der Kompaktausgabe (18 Auflage), Wiesbaden

Standard, (2006): in . Das Bild der Wissenschaft, „Gentherapie gegen Untreue“, Datum oA, S. oA), Wien

Wikipedia (2007), Freie Enzyklopädie <http://de.wikipedia.org/wiki/Lieb>) Internet Abfrage des Begriffes Liebe vom 4. Juli, 23:45 h

Frankl, Emil Viktor (1997): Die ärztliche Seelsorge, S. 35, Deuticke, Wien

Frankl, Emil Viktor (2004): Die ärztliche Seelsorge, S. 42, Deuticke, Wien

Lauster, Peter (2001): Die Liebe: Psychologie eines Phänomens, S. 3f, Verlag Wunderlich, Hamburg

Lauster, Peter (2001): Die Liebe: Psychologie eines Phänomens, S. 3f, Lauster zitiert Fromm Erich, Verlag Wunderlich, Hamburg

Luhmann, Niklas(1982): Liebe als Passion, S. 16f),. Zur Codierung von Intimität, 2. Auflage, Verlag Surkamp, Frankfurt am Main

Lukas, Elisabeth (1988): Rat in ratloser Zeit, S. 64, Taschenbuch, zit. Lukas zit. Viktor E. Frankl, Verlag Herder, Freiburg

Langenbach Jürgen (2005): Die Presse S. oA), zit. Im Feuilleton de Science Ausgabe 304, S. 1985, Wien

Langenbach, Jürgen (2007): Die Presse Nr.17.843 Wissenschaft S.31, zit. Arch. Sex. Behav; 36, S.477, Wien

Lisinger, Eva /Salomon, Martina (2003): Der Standard Album, S. A1 bis A3, Das Ende der Familie?; vom 20 September, Wien

Lukas, Elisabeth (1988): Rat in ratloser Zeit , S. 64 Herder Taschenbuch, Freiburg

Strnadi, Susanne (2005): Der Standard vom 10. Dezember Wissen Spezial, S. 29, Wenn das Herz zu flattern beginnt, Wien

Zottl Friedrich (2006): gesund& in form, 02/06 S. 6f Was heißt hier Liebe? Herausgeber: PGA Verein für prophylaktische Gesundheitsarbeit, 4020 Linz